Zeitschrift: Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires

Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde

Band: 49 (1953)

Buchbesprechung: Bücherbesprechungen = Comptes-rendus de livres

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Bücherbesprechungen - Comptes-rendus de livres

Beiträge zur sprachlichen Volksüberlieferung [Festschrift Adolf Spamer, hrsg. von Ingeborg Weber-Kellermann und Wolfgang Steinitz]. Berlin, Akademie-Verlag, 1953. 296 S. 8°. (Deutsche Akademie der Wissenschaften zu Berlin, Veröffentlichungen der Kommission für Volkskunde, 2).

Schon zum 65. Geburtstag Spamers hätte eine Festschrift erscheinen sollen, doch war deren Drucklegung dann nicht durchführbar. Nun war sie auf den 70. Geburtstag geplant, und unterdessen ist sie leider zu einer Gedenkschrift geworden. Man wird sie schon um der sorgfältigen Bibliographie der Arbeiten Spamers, besorgt durch Herbert Bellmann, dankbar zur Hand nehmen. Die darin vereinigten 20 Aufsätze konzentrieren sich mit Absicht auf einen grossen Stoffbezirk, denjenigen der sprachlichen Volksüberlieferung, der allerdings sehr weit gefasst ist. Auch für das Brauchtum sehr ergiebig ist die schöne Arbeit von Karl Ewald Fritzsch, der einen Fragebogen über die Weihnacht in Sachsen, im Anschluss an die Aufnahmen zum Atlas der Deutschen Volkskunde, verwerten konnte und nun eine zuverlässige Studie über Namen, Gestalt und Entwicklung des Weihnachtsbaumes in Sachsen vorlegt; er geht unter anderem auf die genauen Einzelheiten des Schmuckes ein, beschreibt was mit dem abgeräumten Baum geschieht, stellt die Lichterpyramiden als Vorläufer des Baumes genau dar und fügt überdies gute Verbreitungskarten bei. Einen weiteren, höchst erfreulichen Beitrag bietet Leopold Schmidt mit den «Volkstümlichen Grundlagen der Gebärdensprache», der aus belesener Quellenkenntnis heraus Gebärden der Antike, des Spätmittelalters und der neueren Zeit in ganz Europa eingehend untersucht; auch zum Maskenbrauchtum öffnen sich auf diese Weise neue Wege (neben das österreichische «Gähnmaul» stellt sich sehr schön unser schweizerisches «Käszännen»). Georg Schreiber fasst in überlegener Weise alles zusammen, was zur Symbolik und Ikonographie, zur Sprache und Volkskunde des Weines und damit verwandter Themengebiete – hauptsächlich religiöser Art – zu sagen ist. Mit bildhaften Themen befassen sich auch der verstorbene Otto Lauffer mit seiner Studie über die «Allegorie der Begriffe der Zeit, des Jahres und der Jahreszeiten, der Monate und Tageszeiten», Joseph Maria Ritz, der nachdrücklich auf den Wert der «Bildquellen zur Volkskunde als Ergänzung sprachlicher Quellen, besonders im späteren Mittelalter» hinweist, und Wilhelm Fraenger in seinem interessanten Aufsatz «Dürers Gedächtnis-Säule für den Bauernkrieg». «Wörter und Sachen» auf dem Gebiete der Trachtenkunde verbindet Bruno Schier mit seiner aufschlussreichen und aus der mittelalterlichen Literatur gut belegten Abhandlung «Die mittelalterlichen Anfänge der weiblichen Kopftrachten im Spiegel des mittelhochdeutschen Schrifttums». Zum Sagenmotiv des Hufbeschlages bringt Viktor von Geramb dankenswerte Beiträge; leider sind die besonders leicht benützbaren Urner Sagen von Müller nicht verwertet (S. 85, Anm. 10 scheint Geramb ein Versehen unterlaufen zu sein, wenn er vom «calvinistischen Zürich» spricht). Einen ausgefeilten und wohlüberlegten Sagenbeitrag liefert W. E. Peuckert «Graf Isang. Zur Lebensgeschichte einer Volkssage». Eine knappe, aber höchst nützliche und manche Anregungen bietende Monographie über das Volksrätsel (Geschichte, Formen, Stoff und Schauplatz) stammt von Ingeborg Weber-Kellermann; ein Anhang beschäftigt sich noch mit dem «Rebus» im besonderen.

Von den übrigen Aufsätzen – die samt und sonders gut und interessant sind und eigentlich eine Erwähnung verdienten, stünden nicht Raumrücksichten im Wege – soll wenigstens hingewiesen werden auf denjenigen von Walther Mitzka «Unmotivierte Mundartlinien und Mundarträume», da er damit ein Problem anschneidet, das auch für uns in der Schweiz bedeutsam ist. Zum Schluss möchten wir auch den Herausgebern gratulieren zu der ganz ausgezeichnet geratenen Gestaltung dieser gediegenen Festschrift. Wildhaber

An den Quellen der romanischen Sprachen. Vermischte Beiträge zur romanischen Sprachgeschichte und Volkskunde von *Gerhard Rohlfs*. Halle (Saale), Max Niemeyer Verlag, 1952. XI, 286 S., mit 9 Kartenskizzen im Text.

Dem Buch ist eine tabula gratulatoria zum 60. Geburtstage von Gerhard Rohlfs beigegeben und ein Verzeichnis seiner Schriften, zusammengestellt von Liselotte Bihl. Es war ein glücklicher Gedanke von Rohlfs und von den Gratulanten, 20 Aufsätze aus Zeitschriften zusammenzufassen, die teilweise sehr entlegen oder auch kaum mehr erhältlich sind. Zudem sind die Arbeiten vom Verfasser selbst revidiert, berichtigt und auf den heutigen Stand der Forschung gebracht worden. Wertvoll ist der Sammelband auch deswegen, weil solche Aufsätze ausgewählt wurden, welche für ein weiteres Publikum von Interesse sind oder welche Fragen von allgemeiner und prinzipieller Bedeutung anschneiden. Es werden somit der Sprachwissenschaftler, der Kulturhistoriker und der Volkskundler, der Romanist, der Latinist und der Graecist Stoff in reicher Menge finden. Es ist klar, dass ein Gebiet, das Rohlfs besonders angeht, das «Griechentum Unteritaliens», die «unteritalienische Gräzität» hier vertreten sein muss neben satz- und wortgeschichtlichen Abhandlungen. Wir möchten im folgenden die Aufsätze anführen, die den Volkskundler besonders interessieren dürften. Da müssen wir gleich den ersten erwähnen «Sprachwissenschaft und Volkskunde», in dem sprachliche Probleme gezeigt werden, die ihre endgültige Aufklärung erst aus der Kenntnis des volkstümlichen Denkens, eben von der Volkskunde her erfahren. Der «romanische Volksglaube um die Vetula» behandelt ein Thema, das uns auch in den romanischen Mundarten der Schweiz immer wieder begegnet. Besonders reizvoll ist der nächste Aufsatz, in dem «'Brot und Käse' als Wiesêlname» vorgeführt wird; wir kennen den Ausdruck ja auch als schweizerischen Flurnamen. «Les noms des jours de la semaine dans les langues romanes» greift durch den durchschimmernden Vorstellungsgehalt stark ins Volkskundliche hinüber. Als «sexuelle Tiermetaphern» lernen wir Schwein und Eber, Frosch und Ente kennen. Es folgt ein kleiner Abschnitt über Verwandtschaftsnamen. Ein Gebiet, das auch auf germanischem Boden vermehrte Beachtung gefunden hat, wird betreten mit dem Aufsatz «Kirchenheilige in der italienischen Toponomastik». Wir wollen auch nicht vergessen, die «Zählung nach Zwanzigern im Romanischen» zu erwähnen. Diese «Speisekarte» dürfte sicherlich für den Volkskundler sehr appetitanregend sein, und er wird auch nicht enttäuscht sein, wenn er von den übrigen Abhandlungen die eine oder andere liest. Sorgfältige Indizes erschliessen Sachen und Wörter, geographische und Personennamen. R. Wh.

M. Maget, Guide d'étude directe des comportements culturels. Paris, Civilisations du Sud, 1953. 260 S. mit 60 Fig. und Photos.

Kaum ein Buch vermag uns wie dieser «Guide pratique» den neuesten Stand unserer Wissenschaft bewusst zu machen. Hier wird das geschliffene Instrumentarium, mit dem man der Fülle des Lebens zu Leibe rückt, in einer bisher nicht gekannten technischen Vollkommenheit ausgebreitet. Unsere Wissenschaft steht an einem Scheideweg. Sie hat die Unschuld ihrer Jugend hinter sich gelassen. Mit einem gelinden Schrecken gesteht man sich ein, welche schwierigen und differenzierten Arbeitstechniken man beherrschen sollte, um nur eine schlichte Enquête fachgerecht durchzuführen oder einen einfachen Gegenstand zu registrieren.

Wenn man sich früher damit begnügte, einen Pflug zu zeichnen, zu photographieren und allenfalls noch seinen Standort und seine mundartliche Terminologie festzuhalten, so müssen wir heute neben seinem «fonctionnement interne», der Verwendung, auch Herstellung und Vertrieb und vor allem seine «signification pour l'homme» berücksichtigen, d. h. seine «Bedeutung» im Sinne der funktionalistischen Volkskunde, bis zur «Gestaltheiligkeit», die uns durch das 1952 unter diesem Titel erschienene Buch von Leopold Schmidt zu einem Begriff geworden ist.

So führt vom Standpunkt der modernen «Ethnographie métropolitaine», die Maget vorbildlich vertritt, jeder einfache Gegenstand zur Forderung der «totalité des phénomènes» (S. 167), der Lebensganzheit. Und hier stehen wir am kritischen, ja tragischen Scheideweg. Das Streben nach lebendiger Ganzheit, das den Funktionalismus auszeichnet, kann in der praktischen Durchführung zur tötenden Technisierung der Wissenschaft führen. Die Totalitätsforderung und das unabsehbare Handwerks-

zeug haben in der Tat etwas Lähmendes. Nur noch die Equipe, das Institut, die Organisation sind den zeitlichen und finanziellen Anforderungen gewachsen. Der Liebhaber, der Beobachter alten Stils hat hier keinen Platz mehr.

Auch unsere Wissenschaft macht also den Schritt von den persönlichen Neigungen des Dilettantismus, der in guten Fällen eine Kunst sein kann, zur unfehlbaren Technik, zum Fichier, zum Mikrofilm, zum Stahlband. Alles vermag sie festzuhalten von der Holzfaserung bis zum menschlichen Mienenspiel, vom Zittern der Stimme bis zum Bewegungsablauf einer Arbeit. Wo aber bleiben angesichts dieser Objektivität und Totalität Kopf und Herz, die das alles zu fassen und zu gestalten vermögen?

Diese Rezension soll kein Klagelied auf die romantische Vergangenheit unserer Wissenschaft sein. Es gibt keinen Weg zurück. Maget warnt in seinem klugen und wissenden Vorwort mit Recht vor der Flucht in die gemachte Intuition (S. XXII). Er weiss auch um die ungewollten Fälschungen unserer «objektiven» Beobachtungen, die «erreurs ethnocentriques ou plus simplement égocentriques». Er weiss um all die andern Fehlerquellen, die im Beobachter liegen. Er warnt auch bei aller Bejahung der modernsten technischen Mittel vor der «Technomanie» (S. XXX). Aber er hat die Zuversicht und den Mut diese Gefahren zu überwinden. Das zeigt sein Leitfaden.

Seine Einführung in die volkskundliche Arbeitsweise beruht auf persönlichen Erfahrungen[1], auf seinen Vorlesungen an der Ecole du Louvre und am Institut d'Ethnologie de l'Université, vor allem auf seiner Tätigkeit als Direktor des Laboratoire d'Ethnographie Française am Musée National des Arts et Traditions populaires. Vom Umgang mit den Gewährsleuten, der Führung eines Forschungs-Tagebuches und eines Notizheftes bis zur photographischen Technik, den Infrarot- und Filmaufnahmen, der Benutzung des Magnetophons usw. sind alle Mittel moderner volkskundlicher Erhebungen berücksichtigt. Nur gewisse Spezialgebiete, welche einen besonderen Leitfaden erfordern, wie die phonetische Transskription, die musikalische Notierung, die Tanzaufnahmen u.a. sind bewusst ausgeschlossen.

Die Zukunft muss zeigen, was mit diesem entwickelten Handwerkszeug für unsere Forschungsdisziplin an bleibenden Erkenntnissen gewonnen wird. Richard Weiss

Giuseppe Cocchiara, Storia del folklore in Europa. Torino, Edizioni Scientifiche Einaudi, 1952. 622 S.; Abb. 8°. Lire 4500. (Collezione di studi religiosi, etnologici e psicologici 20).

Giuseppe Cocchiara ist einer der unermüdlichen italienischen Volkskundler, der auf eine ganze Reihe erfolgreicher Abhandlungen und Bücher blicken kann. Er hat Studiensemester in Oxford und London bei den Lehrern R. R. Marett und B. Malinowski verbracht und sich dort in starkem Masse der Völkerkunde zugewendet. Heute hat er an der Universität Palermo den Lehrstuhl für Volkskunde und Ethnologie inne; eine seiner bedeutendsten Leistungen ist daneben die Reorganisation des Museums Pitré in Palermo. Schon 1927, im Alter von 23 Jahren, hat er ein Handbuch «Folklore» herausgegeben. Der Begriff der «Volkskunde» und infolgedessen auch die Geschichte ihrer Entwicklung und Entfaltung in Europa ist für Cocchiara stark von der englischen Einstellung her bedingt: «... tanto l'etnologia che il folklore non sono altro, e non possono essere altro, che uno specifico campo di possibili ricerche storiche, destinate a chiarirsi e illuminarsi a vicendo, per chiarire e illuminare le nostre stesse civiltà» (S. 26). Das Buch ist also nicht ohne weiteres das, was wir obenhin unter einer «Geschichte der Volkskunde» verstehen würden; es ist eher eine Geschichte des menschlichen Verhaltens, der Geisteshaltung, eine Kulturgeschichte Europas; es zeigt, wie die Wissenschaft und die Wissenschaftler im Laufe der Zeit den Phänomenen gegenüberstehen, an sie herantreten und sich mit ihnen auseinandersetzen. In diesem

[1] Vgl. im SAVk 45 (1948), 1ff. die methodisch vorzügliche Arbeit des Verf. über das Brotbacken in einem alpinen Dorf: Le «Pain Bouilli» à Villar-d'Arène (Hautes Alpes).

Sinne ist es selbstverständlich «Volkskunde», aber es ist eine Volkskunde, welche die ethnologischen und soziologischen Komponenten ihrer Betrachtungsweise stark herausstellt. Es ist in diesem Rahmen bestimmt nicht angebracht, sich kritisch damit auseinanderzusetzen, sondern es möge vielmehr ein Katalog der Namen – hinter welchen die entsprechenden Bücher und Theorien stehen – von der gross geplanten Schau des Verfassers Zeugnis ablegen. Mit der Entdeckung Amerikas kam der Begriff des «guten Wilden» zu uns (Montaignes Essais, Marc Lescarbot, le baron de La Hontan, Defoe's Robinson Crusoe); der Orient tritt in den europäischen Gesichtskreis ein (seine Religionen und Mythologien, seine Märchen und Erzählungssammlungen). Die Zeit des befangensten Aberglaubens und Hexenwahns ist auch die Zeit des Kampfes dagegen, der beginnenden Aufklärung (der Hexenhammer; der Engländer Browne, der Holländer Bekker, der Deutsche Thomasius; Pierre Bayle, Fontenelle; Montesquieu, Voltaire). Ein zweiter Abschnitt schildert die Ansichten der Männer zwischen dem sogenannten Illuminismus und der vorromantischen Periode (Herder und dem Sturm und Drang); neben den Lafitau, G. B. Vico, Muratori, Rousseau, Charles de Brosses und N. A. Boulanger treten hier auch Schweizer auf: Béat-Louis de Muralt (Lettres sur les Anglois et les François), Albrecht von Haller, Jakob Bodmer und Johannes von Müller. – Die Romantik, in welcher die Volkskunde «ein Werkzeug der Politik und der nationalen Würde» ist, wird im dritten Kapitel geschildert; es ist ein sehr geschlossener, klar gegliederter Teil, vermutlich gerade um dieser nationalen Einstellungen willen. Deutschland steht an Bedeutung weitaus an der Spitze (Namen sind so selbstverständlich, dass sie sich hier erübrigen); es folgen kürzer die Verhältnisse in England, Frankreich, Italien und in den slawischen Staaten; dann werden ferner gestreift Finnland (Kalevala) und die nordischen Länder. – Der Gegenstand des vierten Kapitels ist der Positivismus: «die Volkskunde zwischen Philologie und Geschichte»; Max Müller, Theodor Benfey, Köhler, Vater und Sohn Krohn (Finnland), Giuseppe Pitré und weitere Vertreter dieser Richtung werden hier dargestellt. Das folgende Kapitel schildert uns höchst anschaulich die anthropologische Schule Englands und ihren Einfluss auf die Studien über die Volksliteratur in Europa. Neben den Engländern E. B. Tylor, Frazer, Andrew Lang, dem Ehepaar Gomme sind es vor allem wieder Deutsche – Wilhelm Mannhardt, Erwin Rohde, Hermann Usener, Albert Dieterich –, die der Forschungsrichtung ihren Stempel aufdrücken. – Das Schlusskapitel gibt in grossen Zügen die Volkskunde unseres Jahrhunderts, soweit sich das machen lässt (im allgemeinen sind nur jene Wissenschaftler erwähnt, von denen ein abgeschlossenes Bild und Urteil möglich ist). Die kulturhistorische Schule (Fr. Ratzel, F. Graebner, W. Pessler, Wilhelm Schmidt) macht den Anfang; ein ganzer Abschnitt befasst sich mit Van Genneps Werk («zwischen Geschichte und Soziologie»); Saint-yves ist ebenfalls ein Abschnitt gewidmet, da auch er an der Gestaltung der Volkskunde in Frankreich einen bestimmenden Anteil hat. Es machen den Beschluss: Benedetto Croce und Michele Barbi für Italien, Menéndez Pidal für Spanien, John Meier und Hans Naumann für Deutschland (Hoffmann-Krayer wird auch erwähnt) und Sokolov für Russland.

Bei einem solchen riesigen Buch ist es klar, dass man gelegentlich einen Akzent gerne anders gesetzt gesehen hätte, dass man einen Namen etwas zu ausführlich geschildert findet, und einen anderen möglicherweise nicht einmal erwähnt sieht. Auch die Verteilung auf die Länder ist vielleicht nicht ganz gleichmässig durchgeführt; mir scheinen z. B. die frühen Vertreter in den nordischen Ländern, auf der Pyrenäen-Halbinsel, in Irland und in den Niederlanden zu stiefmütterlich behandelt. Aber das sind Dinge, die neben der grossen Leistung von Cocchiara nicht ins Gewicht fallen. Wir wollen dafür mit Dankbarkeit lobend anerkennen, wie sorgfältig und fehlerfrei alle fremdsprachigen Namen und Titel in diesem italienischen Buch gedruckt sind, wirklich vorbildlich! Die beigegebenen Abbildungen sind interessant; ein gutes Personenverzeichnis und instruktive bibliographische Angaben machen das Buch zu einem leicht benützbaren Nachschlagewerk. Wildhaber

Laos. Vergleichende Studien über Volkskunde. 2. Band, 1952. Stockholm, Almqvist & Wiksell, 1953. 116 S.; Abb.

Das zweite Heft dieser Zeitschrift ist wiederum unter der überlegenen Redaktion von Sigurd Erixon herausgegeben worden. Es zeigt diesmal auch durch seine äusseren Vermerke, dass es im Rahmen der CIAP, «publié sous les auspices du Conseil International de la Philosophie et des Sciences Humaines et avec le concours de l'Unesco», erschienen ist; es stellt sich somit der im gleichen Rahmen publizierten «Internationalen Volkskundlichen Bibliographie» als übernationale volkskundliche Erscheinung an die Seite. Am diesjährigen Volkskunde-Kongress in Namur ist darüber gesprochen worden, wie weit Laos eher inhaltlich internationale Aufsätze bringen solle, oder wie weit es, wie bis anhin, wohl auch vergleichende, in der Mehrheit aber doch interessante Einzelgebiete aus den verschiedenen Nationen darstellende Artikel vorzuziehen habe. Die erste Ansicht ist mehr als Wunsch denn als Forderung vorgetragen worden, hängt sie doch zum grossen Teil von den angebotenen Abhandlungen ab. Immerhin, man mag nun die eine oder die andere Ansicht vertreten: zugeben wird man auf jeden Fall, dass das Studium der beiden Laos-Nummern einen guten Blick in das Schaffen Einzelner in manchen Sparten und in vielen Ländern gewährt, und dass daneben auch Artikel allgemeiner Art über Methodik und Problemstellung nicht fehlen. In dieser zweiten Nummer berichten z. B. Sigurd Erixon über «Studies of Social Groups and Occupations», Helmut Petri über «Ethnologie im gegenwärtigen Deutschland» (der Artikel gehört allerdings nicht hieher, denn er behandelt – anders ausgedrückt – die Stellungnahme in Deutschland zur Völkerkunde), Åke Hultkrantz über «American 'Anthropology' and European 'Ethnology'. A Sketch and a Program» (der Vortrag wurde 1951 auf dem Stockholmer Kongress gehalten), K. Rob. V. Wikman über «Towards New Deals in Social Anthropology» (auf Grund einer Buchbesprechung). Auch der Bericht über den Stockholmer Kongress, den Albert Eskeröd beisteuert, gehört zu diesen allgemeinen Darstellungen. Einen höchst reizvollen Einfall gestaltet Arnold Van Gennep, wenn er, unter Beigabe der entsprechenden Abbildungen, die Ausschmückungen der sog. frontons (das sind die «Dächlein» der Konkordanzkolonnen, der canons) im Evangeliar von Épernay beschreibt. Julio Caro Baroja gibt eine historisch interessante Schilderung der Windmühlen in Spanien; Erixon steuert dazu Notizen aus den nordischen Ländern bei. Auf Grund seines Stockholmer Berichtes gibt Branimir Bratanić eine ausgezeichnete Darstellung des einseitigen Pfluges (mit sehr guten Literaturangaben); dieser Aufsatz darf wirklich als im besten Sinn international bezeichnet werden. Anhand einiger Zeilen aus Alfred de Vigny zeigt uns Hr. Vakarelski in Wort und Bild den bulgarischen Schäferkarren. Einen kurzen Beitrag über die Lappen-Ethnographie gibt Ernst Manker; von Stith Thompson stammt der klare Überblick über das Star Husband-Märchen; über eine slovenische Ballade (mit kroatischen und griechischen Analogien) schreibt Paul G. Brewster; Will-Erich Peuckert kann in seinen «Rutschbergen» auf interessante soziologische Probleme hinweisen und zugleich das Wandern der Traditionsgüter an einem Beispiel instruktiv erhellen. Wertvolle Beiträge zum Hochzeitsbrauchtum bietet Karlis Straubergs mit dem «Fremdentisch in der Brautstube». Ein Problem, das in jedem Land sich heute stellt, greift Joseph Hess auf, wenn er «La régression des cérémonies traditionnelles au Luxembourg» darstellt. Wahrlich eine reiche Lese!

Wildhaber

Rheinisches Jahrbuch für Volkskunde. Hrsg. von Karl Meisen. 3. Jahrgang. Bonn, Ferd. Dümmlers Verlag, 1952. 273 S.; mit 4 Abb. im Text, 5 Taf., 8 Kartenskizzen und 1 Notentafel. 8°.

Karl Meisen hat es verstanden, aus seinem Rheinischen Jahrbuch ein volkskundliches Sammelwerk zu machen, das wir wegen der Weite des Gesichtskreises und des gehaltvollen Wertes der darin vereinigten Aufsätze nicht mehr missen möchten. Auch der vorliegende dritte Band vereinigt Arbeiten aus ganz verschiedenen Gebieten. Der wegweisende Einleitungsartikel stammt von Karl Meisen; er beschäftigt sich mit der

«Europäischen Volkskunde als Forschungsaufgabe»; im grossen und ganzen bildet er die Wiedergabe eines Vortrages (ergänzt durch Anmerkungen), den der Verfasser auf dem Allgemeinen Deutschen Volkskunde-Kongress in Passau 1952 gehalten hat. Ich möchte in anderem Zusammenhang auf diese Arbeit in einem späteren Archivheft zurückkommen. – Als Teil einer Bonner Dissertation bringt Heinz Müller seinen Beitrag zur «Volkskundlichen Wüstungsforschung im Kreise Mayen/Rheinland». Er benützt alle nur erreichbaren volkskundlichen Quellen, unterstützt von archivalischen Bestätigungen, um den Wüstungen nachzugehen; im wesentlichen bieten Sage, gelegentlich auch Flurkreuze und ähnliches gute Anhaltspunkte; selbstverständlich führen auch Flurnamen, Wegnamen usw. auf eine richtige Fährte. – Für die Sachvolkskunde bietet uns Josef Steinhausen einen ganz ausgezeichnet dokumentierten Beitrag über die «alten Bienenwohnungen der Rheinlande in ihrer historischen Entwicklung»; er konnte hiefür die Fragebogen für den Atlas der deutschen Volkskunde, die sich auf das Gebiet der einstigen Rheinprovinz beziehen, in Bonn einsehen. Es ergibt sich aus diesen Zetteln ein ausserordentlich buntes Bild der Bienenbehälter in ihrem sachlichen Bestand, aber auch der mundartlichen Bezeichnungen dafür, sodass die Arbeiten von Armbruster und von Schier eine ganze Zahl von Nachträgen und Verbesserungen und auch von neuen Deutungen erfahren. Sooders einzigartiges Bienenbuch war dem Verfasser bei der Abfassung seiner Arbeit noch nicht bekannt. – Der folgende Aufsatz von Heinrich Dittmaier beschäftigt sich mit dem auffälligen Thema der «stabreimenden Ortsnamen auf -inghausen zwischen Rhein und Weser». – Walter Salmens Arbeit «Zur Erforschung landschaftlicher Eigentümlichkeiten in den Weisen des westfälischen Volksliedes» ist eine thematische Abhandlung über die Probleme, den Liedschatz von Landschaften wissenschaftlich zu erforschen, das Gesamtbild eines Volksliedraumes zu umreissen. Der Verfasser geht in sehr besonnener Weise vor; er warnt vor übereiligen Verallgemeinerungen, wie sie sich bei Danckert fanden. Beherzigenswert ist z.B. ein Satz wie der folgende: «Merkmale und Eigenschaften, die man gewöhnlich den Westfalen [da der Verfasser in Kürze ein westfälisches Liederbuch zu veröffentlichen hofft, befasst er sich im wesentlichen auch mit dieser Landschaft] zuschreibt, liessen sich aus dem Vergleich der Liedfassungen und der untereinander typologisch zusammenhängenden westfälischen Lieder nicht eliminieren, wenn man redlich genug war, unvoreingenommen die gesammelten Melodien zu betrachten.» – Die Sakralkultur, zu der in jüngster Zeit vor allem Leopold Schmidt in Wien neue Wege gewiesen hat, findet eine ganz ausserordentlich anregende Bearbeitung in einer Studie von Georg Schreiber über «Apostel und Evangelisten als Bergwerksinhaber». Es handelt sich hier um Bergwerkspatrozinien, Erz- oder Metallheilige vor allem aus Graubünden, dem Tirol, der Steiermark und aus Kärnten. Schreiber möchte mit seiner Arbeit anregen zu einem «Sakralatlas der Bergwerke», und man möchte nach diesen ersten Kostproben dringend hoffen, dass das Thema aufgegriffen und ausführlich behandelt wird. – Schon im ersten Jahrbuch hat sich Karl Meisen mit dem Bösen Blick und anderem Schadenzauber bei den alten Völkern und in frühchristlicher Zeit beschäftigt, und er führt dieses Thema nun weiter zum Mittelalter und der neueren Zeit. Es wird bereichert durch die Einbeziehung dessen, was Meisen glücklich als «böses Wort» bezeichnet und durch den Schadenzauber infolge Berührung. Meisen ist mit grosser Sorgfalt all den verschiedenen Dialektausdrücken aus diesen Sphären nachgegangen, und sie gewinnen bei ihm wieder ihr frisches, sinnvolles Leben, dadurch dass sie in die Bedeutungszusammenhänge hineingestellt werden, aus denen sie ursprünglich stammten. Zu den Abwehrgesten stellt Meisen eine spätere eingehende Behandlung in Aussicht. – Der Reigen der Arbeiten wird beschlossen mit Wilhelm Gaertes «Wetterzauber im späten Mittelalter nach gleichzeitigen bildlichen Darstellungen». Ein Augsburger Holzschnitt von 1532 wird benützt, um mit überlegenem Scharfsinn und auf Grund hervorragender Kenntnisse jeden einzelnen Gegenstand, jede einzelne Geste auf Bedeutung und Sinnzusammenhang zu untersuchen und durch Parallelbeispiele womöglich zu erhärten. Der Verfasser ist sich klar, dass seine Deutungen in

einzelnen Fällen bloss als Versuche und Anregungen gewertet werden dürfen, da die Gegenstände oft verschiedene Deutungsmöglichkeiten zuliessen, aber es ist geradezu erstaunlich, wie tief wir bei der Betrachtung dieses einen Bildes in spätmittelalterliches Denken eindringen können. Wildhaber

Eduard Strübin, Baselbieter Volksleben. Sitte und Brauch im Kulturwandel der Gegenwart. Basel, Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde, 1953. 296 S.; 19 Taf.; 1 Karte. Fr. 16.60. (= Volkstum der Schweiz, 8).

Obwohl es von unserer Gesellschaft herausgegeben und durch Prospekte darauf hingewiesen wurde, verdient und verlangt das Buch von Eduard Strübin, dem Reallehrer im oberbaselbieterischen Gelterkinden, auch an dieser Stelle eine besondere und es nachdrücklich empfehlende Besprechung. Denn es ragt hinaus über den üblichen Durchschnitt des Volkskundeschrifttums, und es ist nicht nur eine wissenschaftlich vorbildliche Leistung, sondern zugleich ein eindringlicher Mahnruf an jeden Freund unseres Volkstums und unseres Volkes. Was keinem ernsthaft mit der Zeit Mitlebenden ein Geheimnis ist, und was auch dem, der nicht einfach am Alten hängt, immer wieder Sorge bereitet, das ist hier aus genauster Kenntnis, mit untrüglichem Blick und mit innerster, wenn auch verhaltener Beteiligung in einem umfassenden Bilde geschildert: der im Verlauf der letzten anderthalb Jahrhunderte immer weiter fortschreitende Kulturwandel mit seinem Verfall der den Einzelnen einst tragenden Gemeinschaftstradition und mit seinem, von Geist und Seele her gewertet, weithin recht fragwürdigen und das Verlorene keineswegs aufwiegenden Ersatz.

Das Brauchtum ist der unmittelbare Ausdruck volkstümlicher Geistesart und so der treue Spiegel der kulturellen Strömungen und des darin stehenden Menschen. Darum wird an Sitte und Brauch der so tief gehende Wandel verfolgt, und zwar hintereinander in Staat und Gemeinde, in der wirtschaftlichen Entwicklung, in der Geselligkeit und im geistigen und, darin eingeschlossen, im religiösen und kirchlichen Leben. Alt und Neu und der Weg vom einen zum andern wird in allen diesen Bezirken aufgezeigt. Belegt stets durch die vielfältigen schriftlichen Zeugnisse und durch die mündlichen Berichte der noch Zeitgenossen der frühern Zustände, und ohne sentimentale Schönfärberei wie ohne überhebliches Aburteilen ersteht so einerseits in seiner ganzen Buntheit, mit allen seinen Seiten und Zügen und immer wieder auch aus seinen Bedingtheiten gedeutet und durch wohl ausgewählte Bildbeigaben illustriert, das einstige Baselbieter Volksleben und Volksdasein. Ebenso vielfältig und sorgfältig dokumentiert, aber nun auch mit dem Ernst der Verantwortung gewertet, erscheint anderseits die Baselbieter Welt der modernen Zeit, und durch welche äussern und innern Mächte und Vorgänge sie geworden ist und wie sie wiederum das allerdings nun ärmere und weniger ausgeprägte Brauchtum bestimmt und sich darin spiegelt.

Vom Reichtum des im einzelnen Gebotenen, der, weil gestaltet und darum gebändigt, nie ermüdet, kann die kurze Anzeige keine Vorstellung vermitteln. Es ist ebenso wenig möglich, zu zeigen, wie das für das Baselland Aufgestellte im Wesenhaften für die gesamte Schweiz und darüber hinaus für alle Gegenden Geltung hat, in denen ähnlich sich Städtisches und Ländliches mischt und ursprüngliches Bauernland von der Industrialisierung ergriffen wurde. Nur als Beispiel sei etwa aus dem ersten, gewissermassen politischen Kapitel herausgehoben, wie das eingehend geschilderte Gemeindeleben durch die Machtfülle des nicht mehr Volks-, sondern zentralistischen Vollstaates gefährdet und die Gemeinde gleichfalls zum abstrakten Gebilde geworden ist, wie die Rhetorik der organisierten Bundesfeier dem Volke fremd bleibt, dagegen die schöne Banntagssitte wieder Belebung erfahren hat. Oder bei der wirtschaftlichen Entwicklung erhalten Arbeit und Arbeitsbrauch von der Arbeits- und Wirtschaftsgemeinschaft der einst reinen Bauerndörfer bis zur modernen Uhrenfabrik und im Anschluss daran die ganze Lebenshaltung und Sachkultur, wie sie sich auch in den Geschäftsauslagen, im Haushalt und in der Kleidung zeigen, ihre Schilderung. Oder beim geistigen Leben wird nur zu deutlich die Oberflächlichkeit der durch Staatsschule, Radio, Zeitungen und Illustrierte bestimmten modernen Volksbildung, die in einer endgültigen Säku-

larisation an Stelle der Staatskirche mit ihren festen Satzungen und Forderungen und an Stelle des alten Volkschristentums getreten ist. Auch das Wertvolle wie die Schranken der neueren bewussten Volkstumspflege werden eindrücklich aufgezeigt. Und nicht vergessen sei die schöne Schlussbetrachtung, die die Entwicklung auf ein paar Hauptlinien bringt und in der gefährlichen Lage, die durch die fortwährende und uns fortreissende Bewegung geschaffen worden ist, auf das trotz allem Zuversicht Gebende hinweist. Sie vertraut auf die nach Jeremias Gotthelf «von Gott geordnete» beharrende Masse Volk, auf die «rechtlichen und hülfsfähigen Männer» und auf die «Frauen, grösser im Tragen als im Reden, die vom Geist der Zeit nicht angekränkelt sind», sie, von denen der Schlussatz sagt: «Ihnen ihr Recht zu lassen, bei ihnen wahre Kultur zu sehen, von ihnen zu lernen, statt sie belehren zu wollen, das wäre Dienst am Geist».

Wilhelm Altwegg

Karl M. Klier, Das Blochziehen. Ein Faschingsbrauch von der Südostgrenze Österreichs. Eisenstadt, Burgenländisches Landesarchiv, Haydngasse, 1953. 172 S.; 15 Abb.; 1 Karte. 8°. 55 Schilling. (= Burgenländische Forschungen, 22).

In der Reihe der «Burgenländischen Forschungen» hat Klier uns früher bereits das schöne Heft über «Das Neujahrssingen im Burgenland» gegeben. Mit dem vorliegenden Bändchen führt er uns in einen Einzelbrauch aus der Fastnachtszeit ein, und zwar unter Beiziehung eines Materials, das ganz hervorragend und erstaunlich ist und so die Abhandlung zu einer wahren Fundgrube von Kostbarkeiten macht. Es geht Klier, wie er selber sagt, nicht so sehr darum zu deuten als das Material zu bieten, dessen Sammlung ihm gerade noch zur rechten Zeit gelang. Zunächst vergleicht er das Blochziehen mit dem Pflugziehen; er findet, dass die begleitenden Bräuche oft von überraschender Ähnlichkeit sind. Als das Bindeglied zwischen dem Umpflügen und Furchenmachen beim Pflugziehen und dem Blochziehen sieht er die Verwendung eines hölzernen Pfluges ohne Eisenteile und das Ziehen eines schweren Baumstammes auf dem Boden, der ebenfalls eine furchenähnliche Spur im Erdreich hinterlässt. Das Blochziehen ist aus drei Teilgebieten herausgewachsen; es steht mit diesen heute noch in vielfältiger Beziehung; diese Brauchtumsgrundlagen sind die Knabenschaft («Burschenschaft»), die Fastnachts- und die Hochzeitsbräuche. Diese Grundlagen werden von Klier in höchst anregender Weise geschildert; er beschreibt uns «das» Bloch (wie es österreichisch lautet), wie der Block gefällt wird, das Ziehen selbst und die Gestalten, die dabei auftauchen (Bär, Blochteufel, Strohmann, «Gretl in der Butten» u.a.).

Den eigentlichen Hauptteil aber machen 25 Beschreibungen und Texte aus den verschiedenen Orten seines Gebietes aus; es sind urwüchsige Schilderungen von Gewährsleuten; zum Teil sind sie versehen mit Sprüchen, Reden und Gesprächen. Es hat in diesen Berichten: Gebetsparodien, Vaterunserparodien, Hochzeitspredigten, Zehn Gebote für Mann und Frau, und sogar eine Abrechnung über Einnahmen, Ausgaben und Verwendung des Reinertrags ist beigelegt. Den Beschluss bildet eine Zusammenstellung der Orte, in denen während der Jahre 1858–1939 der Brauch nachweisbar belegt ist; es sind im ganzen 284 Fälle. Eine Verbreitungskarte (aus dem Burgenland und aus Steiermark) und wertvolle Abbildungen sind beigegeben. Alles in allem: eine jener Arbeiten, die man dankbar immer wieder zu Rate ziehen wird.

Wildhaber

L. Kretzenbacher, Weihnachtskrippen in Steiermark. Wien 1953. 64 S.; 24 Abb. (Bd. III der Veröffentlichungen des Österreichischen Museums für Volkskunde, hrsg. von Leopold Schmidt).

Hier liegt ein hocherfreuliches volkskundliches Weihnachtsbuch vor. Die guten Photographien lassen die Entwicklung der schaubaren Gestaltung des Weihnachtsgeschehens von den gotischen Altarschreinen bis zur neuerwachten Krippenschnitzerei der Nachkriegszeit verfolgen. Die nicht nur kunstgewerbliche Liebe des Verfassers zum Gegenstand ist verbunden mit der Sachkenntnis des Betreuers der Krippensammlung des steirischen Volkskundemuseums in Graz und mit dem wissenschaftli-

chen Weitblick eines Kenners der religiösen Volkskunst in Wort und Bild (vgl. Kretzenbacher, Passionsbrauch und Christi-Leiden-Spiel, rez. in: SAVk 49, 1953, 91). Trotz der Beschränkung auf die Steiermark lassen uns die genau beschriebenen und abgebildeten Beispiele die Entwicklung der Krippenkunst und des Krippengedankens vom 15. bis zum 20. Jahrhundert erkennen. Über die Vorformen der Weihnachtskrippen (Gebildbrote, Paradiesgärtlein, Kindleinwiegen, Weihnachtsspiele) gibt eine kurze Zusammenfassung Aufschluss. Die monographische Behandlung der Steiermark als Krippenlandschaft lässt neben ihrer Eigenart die Anregung von aussen erkennen, vorab von dem volkskünstlerisch auch zu uns nach Westen hin so stark herüberwirkenden Tirol. Sehr eindrücklich wird am Steiermärker Beispiel das Absterben der Krippenkunst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts (vgl. dazu die wehmütigen Ausführungen von P. N. Curti, Volksbrauch und Volksfrömmigkeit im katholischen Kirchenjahr, S. 20). Die gegenwärtige, auch bei uns zu beobachtende Wiedergeburt der Krippenkunst – in Auseinandersetzung mit dem Weihnachtsbaum – gehört wohl zum Teil in die moderne Regressionsbewegung des Heimatstils im Sinne des «ethisch-zweckhaften Traditionalismus» (nach Strübin). Doch weist Kretzenbacher mit Recht auf die zeitbedingten religiösen Triebkräfte hin. Richard Weiss

Hans Hartmann, Der Totenkult in Irland. Ein Beitrag zur Religion der Indogermanen. Heidelberg, Universitätsverlag Carl Winter, 1952. 211 S.

Wenn der Verfasser im Vorwort erklärt, dass in Irland «die Vorzeit wie kaum irgendwo sonst in Europa lebendig gegenwärtig ist, so dass man bei liebevoller Versenkung in die Psyche des heutigen irischen Menschen in ihren Äusserungen das Denken der Bewohner Altirlands in seltener Klarheit nachklingen hört», so wird einem die Wahrheit des Gesagten bei der Lektüre des Buches auf jeder Seite mit erstaunlicher Deutlichkeit bewusst. Es öffnet sich eine fremdartige Welt, die Blicke in grosse historische Tiefen rückwärts ermöglicht. Der Verfasser sagt denn auch: «Die grosse Bedeutung des irischen Materials für die europäische Anthropologie besteht darin, dass uns an einer Stelle in Europa alte Kulturformen in einer Lebendigkeit vor Augen treten, die wir nur bei aussereuropäischen Völkern vermuten». Nicht nur im Brauchtum um den Tod und den Toten, sondern auch im Feuer- und Sonnenkult zeigen sich eine grosse Anzahl von Übereinstimmungen mit dem nordgermanischen und dem indo-iranischen (auch dem tocharischen) Brauchtum. Gerade die Aufweisung dieser Parallelen, die das ganze Buch hindurch erfolgt, lässt die Bedeutung der ganz hervorragend interessanten und sorgfältig belegten Arbeit Hartmanns als «Beitrag zur Religion der Indogermanen» – wie es der Untertitel besagt – deutlich werden. Ein sehr wichtiger Teil der Arbeit befasst sich mit dem Mana und der Heilkraft des Toten und den Bräuchen, die aus der Beziehung zu diesen Momenten ausgeübt werden müssen. Es finden sich da aufschlussreiche Beiträge zu den Zusammenhängen zwischen Wasser und Feuer; überall schimmert ferner der Glaube durch, dass das Feuer butterhaltig ist; bei der Butterbereitung müssen bestimmte Bräuche beachtet werden, um sich gegen die Butterhexe und den Butterdiebstahl zu schützen. Man müsste einmal diesen Bräuchen und den entsprechenden alpinen Sagenzügen in grösserem Zusammenhang nachgehen um herauszufinden, ob ein keltisches oder präkeltisches Substrat sich hier aufweisen liesse. Bei den Jahresfeuern sind drei Gesichtspunkte massgebend: das Fruchtbarmachen von Mensch, Tier und Feld, die Beseitigung von Krankheiten und endlich die Vertreibung der Elfen. Die weiteren Kapitel über die eigentlichen Totenbräuche, die Totenwache und das Leichenbegängnis bringen eine Fülle hochaltertümlicher Züge; es geht sogar so weit, dass Ausgrabungen in megalithischen Grabdenkmälern durchaus in diesen Rahmen sich einfügen. Viele irisch-keltische Eigentümlichkeiten gewinnen sinnvolle Zusammenhänge, wenn wir sehen, dass der Tote zum Grün der Natur und zum Sonnenschein in Beziehung steht, dass er das Wachstum der Natur sogar hervorbringt und fördert; dazu bedarf er aber des sonnendurchtränkten Wassers, der Quelle und des erfrischenden Regens; daraus erklärt sich der bedeutsame Quellkult in Irland. Eigenartige Rechtsverhältnisse leuchten auf bei Wie-

derverheiratungen: an wen eine zweite Frau und ein zweiter Mann gebunden ist. Hartmanns Arbeit ist neben Kurt Rankes Werk die bedeutendste Leistung der letzten Jahre über das Brauchtum und die Anschauungen bei Tod und Totem. Wildhaber

Eberhard Frh. v. Künssberg †, Rechtsbrauch und Kinderspiel. Untersuchungen zur deutschen Rechtsgeschichte und Volkskunde. 2. (ergänzte) Auflage [besorgt von *Karl S. Bader* und *Hans Müller*]. Heidelberg, Universitätsverlag Carl Winter, 1952. 74 S. (Sitzungsberichte der Heidelberger Akademie der Wissenschaften, Phil.-hist. Klasse, Jahrgang 1952, 3. Abhandlung).

Künssbergs Untersuchung gehört zu den klassischen Abhandlungen auf dem Gebiete der Volkskunde; er hat sie selbst, wie Karl S. Bader im Vorwort erzählt, als sein «liebstes Geisteskind» bezeichnet. Sie erschien 1920 in den Heidelberger Sitzungsberichten, und Künssberg hat bis zu seinem Tode, 1941, an einer Neuauflage gearbeitet, so dass er ein inhaltlich abgeschlossenes Manuskript hinterliess, das nur noch einiger ergänzender Bemerkungen und Anmerkungsbelege bedurfte. Wir sind den Herausgebern dankbar, dass sie Künssbergs Text mit solch liebevoll schonender Behandlung wiedergaben. Zur Arbeit selbst braucht wohl nicht viel gesagt zu werden: sie behandelt das Kinderspiel im Rechtsbrauch und den Rechtsbrauch im Kinderspiel, wobei es das erstemal um eine Beteiligung von spielenden Kindern bei einer Rechtshandlung geht. Als Hauptfälle solcher Mitwirkung von Kindern zieht Künssberg die Grenzbegehung, den Strafvollzug, das Losziehen und das Botengehen heran. Für den zweiten Fall stellt er Spiele dar, die er nach dem darin ersichtlichen Rechtsstoff getrennt in öffentlich-rechtliche und privatrechtliche Erinnerungen einteilt; daran schliesst er die Nachahmungen und Parallelen aus dem Strafrecht an und endet mit prozessrechtlichen Bruchstücken. Dabei geht Künssberg durchaus nicht etwa darauf aus, nun alles und jedes als Rechtsrelikt ansprechen zu wollen; er betont selbst, dass es im Einzelfall oft fraglich ist, ob man eine kindliche Auffassung als Überbleibsel wird ansprechen dürfen oder ob sie einfacher und natürlicher anders zu erklären ist. In den Anmerkungen stossen wir auf eine ganze Reihe schweizerischer Belege, die Künssbergs Vertrautheit mit dem Material aufs schönste zeigen. Ein ausführliches Schlagwortverzeichnis erleichtert das rasche Auffinden. Wildhaber

Jahrbuch des österreichischen Volksliedwerkes. Geleitet von Leopold Nowak, Leopold Schmidt, Raimund Zoder. Herausgegeben vom österreichischen Volksliedwerk im Selbstverlag des Bundesministeriums für Unterricht. Band II, Wien 1953. 152 S.

Als Nachfolger der Zeitschrift «Das Deutsche Volkslied» ist bereits der 2. Band des «Jahrbuches» erschienen, sauber gedruckt, hübsch ausgestattet, mit einer Reihe von interessanten Abhandlungen, mit Tätigkeitsberichten der Arbeitsausschüsse des Volksliedwerkes, mit einem verdankenswerten Verzeichnis von österreichischen Neuerscheinungen aus den Gebieten Volkslied, Volkstanz und Volksmusik 1952 und mit Besprechungen, kurz: eine Freude zum Ansehen und ein Genuss zum Lesen. Als Einleitung bietet Viktor v. Geramb seine Überlegungen «Zur Biologie des Volksliedes», Karl M. Klier berichtet in einem ersten Teil über Wiener Drucker von Lied-Flugblättern aus der Zeit zwischen 1780 und 1880, der «Liederschatz einer Mühlviertler Bauernfamilie» wird mit einem Liedkatalog von 117 Nummern ausgewertet von Hans Commenda, Karl Horak bringt mehrere «Balladen aus Tirol» in Melodie und Wort, Tanzbeschreibungen über den «steirischen Reiftanz» werden von Ilka Peter geboten, über eine noch «lebendige Volksliedlandschaft in Niederösterreich» weiss Georg Kotek sehr anregend zu erzählen. Einen motivgeschichtlich und kulturgeschichtlich höchst wertvollen Beitrag steuert Leopold Kretzenbacher bei mit der «Ballade von Maria und den drei Seelen»: «Es reisen drei Seelen wohl aus von der Pein ...», in dem er nachweisen kann, wie theologische Gedanken der barocken Gnadenlehre in Balladenform vorgetragen werden, und wie dieser Balladentypus in allen gegenreformatorischen Ländern verbreitet gewesen zu sein scheint. – Um seiner interessanten Themenwahl verdient auch der Artikel von Raimund Zoder «Musik als Ehrung» eine besondere Erwähnung; er bespricht anhand einiger Beispiele die musikalischen Formen von Fanfaren, Intraden,

Tuschen und ähnlichen Ehrungen, bei denen die ursprüngliche Brauchtumsfunktion im Laufe der Zeit einen Bedeutungswandel durchgemacht hat. – Ein Referat, geladen mit Anregungen und entstanden aus einer bewundernswert überlegenen Kenntnis, stammt von Leopold Schmidt über «Neuere Passionsspielforschung in Österreich». Als losen Ausgangspunkt nimmt Schmidt das kürzlich erschienene Buch von Leopold Kretzenbacher über «Passionsbrauch und Christi-Leiden-Spiel in den Südostalpenländern»; er weitet es nun aus durch Einbeziehung aller nur irgendwie zum Thema gehörigen Aufsätze und sogar blosser Hinweise, so dass seine Übersicht bedeutend mehr enthält als der Titel ahnen lässt. Schmidts Aufsatz gehört zum Anregendsten und Wertvollsten, was in letzter Zeit über das religiöse Volksschauspiel zusammengestellt worden ist; wir möchten ihm zu dieser prächtigen Leistung sehr gratulieren. R.Wh.

Photeine P. Bourboulis, Studies in the History of Modern Greek Story-Motives. Thessalonike 1953. 108 S. (Ellenika, 2).

Die in London entstandene Arbeit behandelt zwei Motive der modernen, griechischen Volkserzählung. Das erste ist die Geschichte der Brautschau des Kaisers Theophilos von Byzanz, der seiner ausgewählten Gattin (Theodora) einen Apfel gibt. Es werden zunächst die geschichtlichen Quellen auf ihren Wahrheitsgehalt hin untersucht; dann folgen Vergleiche mit russischen und chinesischen Brautschau-Motiven («Schönheits-Konkurrenz», «Paris-Urteil»). Reste der Sitte der Brautschau haben sich erhalten im Aschenbrödel-Märchen. (Es scheint, dass das 1951 in Lund gedruckte Buch von Anna Birgitta Rooth, The Cinderella Cycle, erst nach der Abfassung der vorliegenden Studie erschien; es erfolgt deshalb nur in einem Nachwort eine kurze Auseinandersetzung mit dem Buch der finnisch-schwedischen Schule.) – Das zweite der behandelten Motive ist die Lucretia-Geschichte, die in ihren Nachwirkungen auf die neueren griechischen Erzählungen verfolgt wird, wobei besonders das Motiv der Tugend der Frau und des Abschlusses einer Wette über diese Tugendhaftigkeit herausgehoben wird. R. Wh.

Rudolf Zimmerl, Die Inschriften des Burgenlandes. Die deutschen Inschriften, 3. Band, Wiener Reihe 1. Band. Stuttgart, Druckenmüller, 1953. VIII, 75 S. 4°.

Wenn sich unter Zuhilfenahme aller Inschriften auf Grabsteinen, Wegkreuzen, Bildsäulen, Glocken, Glasfenstern, Taufbecken, aller Bau-, Altar- und Votivinschriften in einem Gebiet, das räumlich einem Zehntel der Schweiz gleichkommt, mit Einschluss von sieben nur indirekt überlieferten Texten ganze 130 Inschriften aus der Zeit bis 1650 auftreiben lassen, so müssen wir die Erklärung für diesen absonderlichen Tatbestand in der Geschichte jenes Gebietes suchen. In der Tat hat das Burgenland, Österreichs östlichstes Bundesland, als umstrittene Grenzzone zwischen Österreich und Ungarn und heimgesucht von den Türken eine so bewegte Zeit hinter sich, dass manch Altes zerstört worden sein mag. Immerhin fehlen auch insbesondere seiner Südhälfte die Städte, die besten «Lieferanten» von Inschriften aller Art. In geradezu neiderweckender Ausstattung (77 Abb.!) werden, geographisch geordnet, die einzelnen Texte in der originalen, oft herrlich unbekümmerten Schreibweise und in möglichst treuen Typen geboten, die Monumente beschrieben und die einschlägige Literatur angegeben. Dabei versteht es sich, dass bei so magerer Dokumentation jede noch so kurze Inschrift ganz anders ins Gewicht fällt als beispielsweise bei uns in Basel, wo die grosse Zahl der Inschriften eine Publikation geradezu verunmöglicht. Nach einer Tabelle (I) stammen von den 130 Inschriften 42 von Gräbern, 32 von Weg- und Bildsäulen, je etwa ein Dutzend sind Bau-, Glocken- und Hausinschriften. Zeitlich sind nur 14 Texte mittelalterlicher Herkunft (vor 1500), weitere 20 entstammen dem 16. Jahrhundert. – Im einzelnen sei hervorgehoben: Manche Wegkreuze («Säulen»), wie sie für diese katholische Gegend natürlich sind, bekommen eine besondere Note dadurch, dass sich der Stifter ausführlich mit Beruf nennt (Maurer, Fleischhacker) oder sein «Berufsabzeichen» abbildet, z.B. eine grosse Brezel bei einem Bäcker (6); oder durch die Angabe, dass sie als Votiv- oder Danksäulen für Errettung vor der Pest errichtet wurden («Pestkreuze»). Ferner ein Beleg der sog. Raaberkreuze, wie sie anno 1598 auf

Befehl Kaiser Rudolfs II. mancherorts errichtet wurden zum Dank dafür, dass den Christen die Rückeroberung von Raab gelungen war; sie trugen alle einheitlich den Text: «Sag Gott dem Herrn Lob und Dank, dass Raab ist kommen in der Christen Hand» (66). Dass damit freilich die Türkennot noch kein Ende hatte, beweist ein Votivbild mit folgendem Text: «Ich Antreas Grein bin in 1647 von den Tartarn gefangen worden und durch die Vorbitt der H. Treufaldigkeit ... eretet word» (60) –. Zwei Friedhofkreuze, «Lichtsäulen», schliesslich tragen eine Laterne als Totenleuchte (82 und 97, mit Abb.) (vgl. hiezu H. Reinhardt, diese Zs 39 [1941] 58ff.). – Zu den Grabinschriften, «Epitafi» in der «Landessprache», sei hier nur vermerkt, dass einige, obwohl Protestanten gewidmet, in katholischen Kirchen erhalten geblieben sind (116. 117). Auch eine Hausinschrift «Gott allain die Eher» (22) lässt auf Protestanten schliessen. Grossartig in seinem weitausgreifenden Ausdruck ist der Haussegensspruch (48): «Benedic, Domine, domum istam et omnes habitantes in illa; sitque in ea sanitas, humilitas castitas, virtus, victoria, fides, spes et caritas, temperancia, paciencia et obediencia per infinita secula; conserva, Domine, in ea timentes te, pusillos cum maioribus, per infinita secula; gloria patri et filio et spiritui sancto per infinita secula» (1488). Einfachere deutsche Wendungen in Nr. 84 und 87.

Damit ist nur etwas weniges aus der bunten Vielfalt angedeutet, welche den Band so sehr auszeichnet. Zwei Mängel indessen dürfen nicht unerwähnt bleiben: Einmal verfolgt der Verfasser offenbar neben der Bekanntgabe der Denkmäler noch ein «völkisches» Ziel: er will nachweisen, dass das Burgenland je und je deutsches Gebiet war, was ihn zu unerfreulichen und im Rahmen einer wissenschaftlichen Studie unangebrachten Äusserungen verleitet. Gewichtiger ist der zweite Einwand, dass leider die Verarbeitung des Materials gelegentlich der grossartigen äusseren Aufmachung nicht entspricht. Abgesehen davon, dass bei manchen Texten Erläuterungen einfach unumgänglich wären (z.B. 13. 19. 46. 56), sind in den lateinischen Inschriften einige arge Versehen stehen geblieben. Ein Beispiel als Beleg: Nr. 73/1573 ist eines der wenigen humanistisch angehauchten, metrischen Epitaphien (z.B. «frater adempte mihi» nach Catull), wohl nicht zufällig auf einen «gewesten Schulmaister». Dort lauten die beiden letzten Verse nach der Publikation:

QVANDO VOLET . CHRISTVS CAELO TIBI . IVNGAR EODĒ
HOC VITAE INTEREA TRISTET VEBORONVS,

wozu der Verfasser als Übersetzung bietet:

Wenn Christus will, werde ich mit dir im Himmel vereint werden;
mittlerweile möge der Arme (?) dieses Leben betrauern.

Tristare = betrauern wäre mehr als gewagt, veboronus vollends dürfte keinem Lateiner je begegnet sein; im Register «Wörter und Wendungen» (S. 70) findet sich das Wort ohne jede weitere Erklärung. Alles wird nun gut, wenn wir die Wörter anders trennen: HOC VITAE INTEREA TRISTE TVEBOR ONVS, zu deutsch: inzwischen werde ich mich dieser traurigen Last des Lebens annehmen, unterziehen, d.h. sie tragen (vgl. officium tueri, seine Pflicht erfüllen). – Durch diese Einwände wird die Sammlung der Texte an sich keineswegs entwertet; es wäre nur wünschenswert, wenn den folgenden Bänden auch in dieser Hinsicht die im Typographischen und in der Bebilderung so beachtliche Sorgfalt gewidmet würde. Peter Buxtorf, Basel

Adolf Steen, Kautokeinoslekter. Oslo, Norsk Folkemuseum, 1952. 255 + I S. 8°. (Samiske Samlinger, redaksjon Asbjørn Nesheim, Bd. I.)

Das vorliegende Werk ist nicht mehr und nicht weniger als ein äusserst sorgfältig gearbeitetes genealogisches Handbuch aller wichtigeren Lappengeschlechter im nordnorwegischen Bezirk Kautokeino – wie der Verfasser betont, so ziemlich der erste derartige Versuch auf dem Gebiete der Lappenkunde; dieser Versuch ist um so berechtigter, als die Lappen ein sehr entwickeltes Sippenbewusstsein haben (in ihrer Sprache gibt es Spezialausdrücke für die verwickeltsten Verwandtschaftsverhältnisse).

Kautokeino ist ein Bezirk (herred) in Finnmarken, 7526,6 km² gross, der im Jahre 1920 nur 873 Einwohner zählte – in der Mehrzahl nomadisierende oder sesshafte

Lappen; er bildet ein einziges Kirchspiel, dessen Kirchenbücher (seit 1723, mit einer Lücke 1776–1805) die Hauptquelle des Buches sind. Das letztere enthält die vollständigen Stammlisten der 31 grössten Geschlechter des Bezirks, sowie als Anhang diejenigen von 31 kleineren Geschlechtern, die mit den grösseren verschwägert sind. Der Verfasser gibt nur die Stammlisten (mit gelegentlichen kurzen Bemerkungen), indem er die wissenschaftliche Auswertung des Materials den Spezialisten überlässt; und sowohl der Statistiker als auch der Siedlungsforscher, der Volkskundler usw. können aus dieser Fundgrube gar manches Interessante herausholen. So fällt es z.B. auf, dass von den 31 grossen Lappengeschlechtern nur etwa 17 bis auf weiteres als alteingesessen betrachtet werden können, während mindestens 14 (ebenso wie alle kleineren Geschlechter) anderswoher eingewandert sind (besonders aus Enontekis und Jukkasjärvi); auch Fälle von Auswanderung sind nicht selten gewesen. Ein besonders interessanter Fall ist die schwedische Pastorensippe Tornensis (S. 197–209), die im Jahre 1675 aus Ober-Torneå nach Kautokeino einwandert, aber schon seit der Mitte des 18. Jahrhunderts verarmt und sich in ein zahlreiches, teils nomadisierendes, teils sesshaftes Lappengeschlecht verwandelt.

Um die Vollständigkeit und Zuverlässigkeit der Stammlisten zu prüfen, habe ich die Ahnentafel eines in diesem Augenblick noch nicht fünfjährigen Lappenmädchens – Berit Karen Persdatter Bals, geboren am 8. August 1948 (S. 12) – zusammengestellt. Das Resultat war einfach grossartig – bis zur V. aufsteigenden Generation war alles vorhanden, von den 32 Ahnen der VI. Generation konnte nur bei einer Frau (VI 59) nicht einmal der Vorname festgestellt werden, bei den 64 Ahnen der VII. Generation fehlte der Vorname von 16 Personen, in der VIII. Generation waren noch bei 70 Ahnen von 128 die Vornamen bekannt, in der IX. bei 55 von 256, in der X. bei 28 von 512, in der XI. bei 9 von 1024, in der XII. bei 4 von 2048, in der XIII. bei 2 von 4096. In dem letztgenannten Falle handelt es sich infolge von Ahnenschwund um eine einzige Person, und dieser entfernteste feststellbare Ahnherr des kleinen Lappenmädchens, sein doppelter «Stammurgrossvater» XIII 5892 = 6052, ist ein – Schwede gewesen, der im 16. Jahrhundert gelebt hat: Philippus Falk, der Vater des ersten Pastors der im Jahre 1618 gegründeten Gemeinde Ober-Torneå in Finnland (S. 197). – Was den Ahnenschwund anbetrifft, so ist er für eine so dünngesäte Bevölkerung wie die Lappen von Kautokeino auffallend gering: die ersten Fälle sind erst in der VI. aufsteigenden Generation nachweisbar (VI 32 = 54, 33 = 55, 40 = 52, 41 = 53, 48 = 62, 49 = 63); von Inzucht kann jedenfalls keine Rede sein. – Von den 31 grossen Lappengeschlechtern Kautokeinos sind in der Ahnentafel 14 vertreten, ausserdem ein zweitrangiges (Luuso) und eins (Guttorm), dessen Stammliste ganz fehlt (offenbar weil es überhaupt nicht in Kautokeino ansässig gewesen ist).

Druckfehler sind sehr selten. Ein technischer Schönheitsfehler des Buches sind die überaus häufigen Abweichungen von der Geburtenfolge der Kinder eines Ehepaares.

Jeder Sippenforscher wird die Lappen von Kautokeino zu diesem Handbuch neidvoll beglückwünschen.

Walter Anderson, Kiel

Ernst Erhard Müller, Die Basler Mundart im ausgehenden Mittelalter. Bern, A. Francke AG., 1953. VIII, 250 S. 8°. (Basler Studien zur deutschen Sprache und Literatur 14). Fr. 22.90.

Die schon bald 200 Jahre alte Basler Mundartforschung hat soeben nach der geschichtlichen Seite hin eine willkommene Bereicherung erfahren: Ernst Erhard Müller hat in seiner noch unter Friedrich Ranke enstandenen Basler Dissertation den Versuch unternommen, die Basler Mundart zu erhellen, wie sie im ausgehenden Mittelalter gesprochen wurde. Diese umfangreiche, kritische Arbeit baut zur Hauptsache auf den zwischen 1420 und 1644 aufgezeichneten Kundschaften auf, d.h. auf den Protokollen von mündlichen Zeugenaussagen vor dem alten Schultheissengericht. Der erste Teil der Untersuchung führt zu der überraschenden, grundsätzlich wichtigen Erkenntnis, dass die damals gesprochenen Laute hinter einem dichten Gewebe kanzleisprachlicher Schreibgewohnheiten, die sich im Lauf der 200 Jahre selber wieder

verändern, fast völlig verborgen bleiben, so dass sich nicht einmal der Vokalismus zuverlässig rekonstruieren lässt; Mundart und Kanzleischreibung verharren in eigener Gesetzmässigkeit. Müller beschränkt sich daher im zweiten Teil darauf, breite Streiflichter auf wichtige Einzelprobleme der Entwicklung der Basler Mundart zu werfen, wobei einerseits räumliche Beziehungen (zum schwäbischen Raum, zum Oberrheingebiet usw.) sichtbar werden, anderseits der grosse Unterschied der damaligen Mundart von der heutigen deutlich wird (z.B. an den Verwandtschaftsbezeichnungen). Gesamthaft ergibt sich, dass das spätmittelalterliche Stadtbaseldeutsch im Vergleich zum heutigen in viel stärkerem Grade hochalemannisch war; es wird sich vom westlichen Berndeutsch wohl gar nicht stark unterschieden haben. Später aber verfeinerten die Stadtbasler ihre Mundart immer mehr zu etwas Besonderem, Vornehmem (anlautendes kh-, Gaumen-r usw.) – eine Tendenz, die sich auch in der Entwicklung des Basler Fastnachtbrauchtums deutlich abzeichnet. R. Trüb

Uriel Weinreich, Languages in Contact. Findings and Problems. New York 1953. 148 S.

Kontakt, Übergang und Wandlung ist das Thema, und darum hat diese linguistische Untersuchung der Zweisprachigkeit auch für die Volkskunde eine zunächst prinzipielle Bedeutung. Von dem der volkskundlichen Brauchforschung seit van Genneps «Rites de passage» (1909) wohlbekannten Begriff des Überganges müssen wir weitergehen zur «marginal situation» und zum «marginal man», zum Menschen im Übergang. Denn was nützen uns unsere starren Strukturbegriffe, etwa die Abstraktion eines für sich bestehenden Brauches, einer communis opinio, angesichts großstädtischen Lebens oder angesichts einer Flüchtlingssiedlung, eines Barackenlagers?

Unsere volkskundlichen Begriffe stammen aus der Bauernvolkskunde, wo es so etwas wie einen allgemeinen, für sich bestehenden Brauch zu geben schien. Dem heutigen Leben steht die Volkskunde mit ihren veralteten Werkzeugen hilflos gegenüber. Darum muss auch sie, wie es hier und sonst die Sprachwissenschaft tut, den Schritt vorwärts machen von den abstrahierten Kulturäusserungen zur Betrachtung der jeweiligen Bedeutung dieser Äusserungen für den Menschen in seiner gegenwärtigen Situation.

Der Verfasser hat als Untersuchungsfeld für die Kontakterscheinungen u.a. die Zweisprachigkeit unserer rätoromanischen Gebiete gewählt. Es ist bedauerlich, dass er seine methodisch einwandfrei gesammelten Materialien in diesem Zusammenhang nicht ausführlicher darbieten konnte. Dafür exemplifiziert er am Jiddischen, für das er einen Lehrstuhl an der Columbia Universität in New York innehat. Die Dialektforschung des Jiddischen[1], das im 18. Jahrhundert von Amsterdam bis Kiew und von Riga bis Bukarest gesprochen wurde, ist durch die ungeheuerlichen Wandlungen, besonders der letzten Jahre, vor grosse Schwierigkeiten gestellt. Diese bestehen für die volkskundliche Forschung, die ja immer mit der Dialektologie Hand in Hand ging und geht, in ganz ähnlicher Weise.

Probleme des Kontaktes, des Überganges, der Wandlung stehen für die Volkskunde des mitteleuropäischen Raumes heute im Vordergrund. Für die Volkskunde als Wissenschaft ist es entscheidend, ob sie diesen Problemen gewachsen ist. Richard Weiss

Maurice Piron, Histoire d'un type populaire. Tchantchès et son évolution dans la tradition liégeoise. Bruxelles, Palais des Académies, 1950. 117 S.; 9 Taf. (Académie Royale de Belgique, classe des lettres, mémoires, t. XLV, fasc. 4).

Pirons ausgezeichnete Arbeit ist die Beantwortung einer Preisfrage der königlich belgischen Akademie nach einer Studie über eine volkstümliche Figur in der belgischen Volkskunde und Literatur. Als eine solche volkstümliche Figur kann wohl am ehesten Tchantchès gelten, die Marionettengestalt, die nicht nur dem Einwohner von Liège ganz besonders ans Herz gewachsen ist, sondern die darüber hinaus eine Art Manifestation des wallonischen Volkscharakters darstellt, so ungefähr wie der Eulenspiegel

[1] Vgl. für die Schweiz Florence Guggenheim-Grünberg, Die Sprache der Schweizer Juden von Endingen und Lengnau, Verlag Jüdische Buchgemeinde, Zürich 1950.

«l'esprit de la mère Flandre» symbolisiert. Äusserlich hat Tchantchès mit seiner bezeichnend mächtigen Nase grosse Ähnlichkeit mit Punch, mit Polichinelle, mit dem Kasperle aus München; sein Name ist eine Umgestaltung des Vornamens François, der im Dialekt von Liège Françwès heisst. Dieser Vorname war im 19. Jahrhundert beliebt und häufig; er erweckte die Vorstellung eines Dieners, und gerade dessen Funktionen übernimmt Tchantchès als Marionettengestalt. Er ist auf der Bühne Ansager und Ausrufer, er sorgt für Ordnung im Zuschauerraum, macht komische Bemerkungen und hilft beim Aufräumen; im besonderen ist er auch der Bote Karls des Grossen, den er nicht eben sehr ehrerbietig behandelt. Im Marionettentheater von Liège spricht der gleiche Spieler alle Rollen; wenn Tchantchès auftritt, spricht er nicht mehr im anspruchsvollen Ton der edlen mittelalterlichen Ritter: er senkt die Stimme, improvisiert, wird natürlich, witzig, auch derb, kurz: volksmässig. Vielleicht geht es allerdings zu weit, diese Äusserungen des «bon sens» neben die überlegenen Betrachtungen des antiken Chores zu stellen, wie es öfters von begeisterten Marionettenspielbesuchern getan wurde. Aber trotz seiner verhältnismässigen Jugendlichkeit – er ist als Typus so ungefähr 100 Jahre alt – spricht er dem Volk aus dem Herzen; in zwei Kriegen hat er sich allerhand geleistet, was sich seine vornehmen Mitmarionetten nicht hätten herausnehmen dürfen; er hat auch Eingang gefunden in der wallonischen Dialekt- und schriftsprachlichen Literatur und auch in der Graphik und Malerei. Diese ganze Geschichte und die Entwicklung des Typus wird vom Verfasser, mit Beilage von kaum zugänglichen Texten über die Marionetten von Liège im allgemeinen und Tchantchès im besonderen, in wissenschaftlich sorgfältiger und angenehm lesbarer Art geschildert. Einen besonderen Reiz haben auch die beigegebenen Abbildungen, in denen der Typus in seiner ganzen Köstlichkeit lebt. Wildhaber

Julius Lips, Die Erntevölker, eine wichtige Phase in der Entwicklung der menschlichen Wirtschaft. Berlin, Akademie-Verlag, 1953. 18 S. (Berichte über die Verhandlungen der sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig, philol.-hist. Klasse, Band 101, Heft 1).

In W. E. Peuckerts Jahrbuch für vergleichende Volkskunde «Die Nachbarn», dessen erster (und bisher einziger) Band 1948 in Göttingen erschien, findet sich ein Aufsatz von H. Kothe «Die Wirtschaftsstufen und ihre zeitliche Eingliederung», der sich mit den Fragen der Entstehung des Bodenbaues und der Viehzucht befasst, gesehen von der Problemstellung des Völkerkundlers, aber nachdrücklich unterstützt vom Herausgeber des Jahrbuches, also von Seiten der Volkskunde. Durch eine Reihe neuer Funde und Ergebnisse gedrängt, muss Kothe an früheren Theorien, vor allem an der sog. Dreistufentheorie, viele, durchaus einleuchtende Berichtigungen vornehmen. Zu gleichen berichtigenden Ergebnissen gelangt auch Julius Lips in der vorliegenden kleinen, aber sehr gehaltvollen Studie über die Erntevölker, die er 1949 in Leipzig als Rektoratsrede gehalten hatte. Er geht aus von der ältesten «nachweisbaren» Wirtschaftsform der Sammler und Jäger, von der aber ein Versuch, die Einführung des Bodenbaues abzuleiten, misslingt; denn «die ethnologischen Tatsachen beweisen mit grosser Deutlichkeit, dass die Bereitschaft zum Bodenbau, vor allem das Wartenkönnen auf das Reifwerden der Pflanzen und Früchte, der Vorstellungswelt der Sammler und Jäger völlig fremd ist». Als das fehlende Glied zwischen den Sammlern und Jägern einerseits und den Stämmen der Produktionswirtschaft andrerseits bezeichnet Lips die Erntevölker. «Ihre Nahrungsbeschaffung beruht auf dem Einernten einer oder weniger wildwachsender Pflanzenarten, die ihren Hauptunterhalt während des gesamten Jahres darstellen. Sie sind weder Viehzüchter noch Ackerbauer, sondern fundieren ihre gesamte Wirtschaft auf das planmässige Einernten – nicht das gelegentliche Sammeln – einer oder weniger wildwachsender Pflanzenarten.» «Sie erfüllen in vielen Gebieten der Erde die Vorbedingungen für eine Entwicklung zu Ackerbau und Viehzucht.» Der Verfasser führt Beispiele für diese Erntevölker an. Er bietet somit in seiner Rede einen wichtigen Beitrag zur Frage der Entstehung der

Bodenbaukulturen und der Hirtenkulturen, einer Frage, die je und je namhafte Forscher zu lösen versucht hatten. Wildhaber

Kristofer Visted & Hilmar Stigum, Vår gamle bondekultur. 2 Bände. Oslo, J. W. Cappelens Forlag, 1951 und 1952. 366 und 398 S., mit vielen Abb. und Farbtafeln. 4°.

Im Jahre 1923 ist im Cappelens Verlag in Kristiania eine «neue vergrösserte Ausgabe des vortrefflichen Übersichtswerkes der norwegischen Volkskultur» von Visted in einem Band von 374 Seiten mit 216 Abbildungen erschienen, wie den Angaben der «Volkskundlichen Bibliographie» zu entnehmen ist. Hilmar Stigum hatte vor einiger Zeit vom Verlag den Auftrag erhalten, dieses Buch neu herauszugeben, und nun ist ein Werk entstanden, das seinesgleichen sucht; es ist vortrefflich, sowohl was den Text und das Bildermaterial als auch die drucktechnische Ausführung und den prächtigen Einband angeht; es gebührt dafür dem Verlag und dem Herausgeber ein uneingeschränktes Lob. Norwegen hat damit ein eigentliches Standardwerk erhalten, das in der Hauptsache die ältere, bäuerliche Kultur darstellt. Wenn man das Vorwort liest, erkennt man, dass im wesentlichen die Kapitel über die bäuerliche Arbeit und die gegenständliche Kultur von Stigum vollständig neu geschrieben wurden, andere sind überarbeitet und teilweise neu gefasst; die Abschnitte von Sitte, Brauch und Glauben sind im allgemeinen so belassen worden, wie sie Visted schrieb. Die Bilder sind sozusagen alle neu, da viele im früheren Buch veraltet und schlecht aufgenommen waren. Es geziemt sich übrigens durchaus, dass auch dem Photographen, der fast alle Bilder der beiden Bände aufnahm, ein Kranz gewunden wird.

Das Werk bietet so überaus Vieles und Mannigfaltiges, dass hier nicht auf das Einzelne eingegangen werden kann; es soll aber auf keinen Fall unterlassen werden, auf überraschende Parallelen mit unserer bäuerlichen Art und Arbeit hinzuweisen. Es hat z.B. ein Abbild (I 127) eines kleinen zweistöckigen Speicherleins, wie es ebenso gut etwa in Münster im Goms stehen könnte; die Bilder, welche das Aufrichten einer Heutriste vorführen, könnten aus dem Bündnerland stammen. Daneben allerdings stossen wir auf Geräte und Gegenstände, die auf uns fremdartig wirken: da finden wir die hervorragend schönen Holzschnitzereien und die massiven, eigenartigen Klotzstühle; da sind Holzeggen mit beweglichen Einzelgliedern anstelle starrer Leisten; wir sehen Sämaschinen, zum grossen Teil aus Holz, die merkwürdig eigenartig an der Grenze des Übergangs zur Industrialisierung und Automatisierung stehen; es hat Brotkörbe in bezaubernd schöner Ausführung, die zum Aufbewahren der Fladenbrote aufgehängt werden, so wie bei uns, im Puschlav, die Ringbrote auf die Stangen gestossen werden, oder wie im Goms die flachen Brotlaibe auf die Leitergestelle gelegt werden. Wir sehen ein Beispiel der reizvollen Schäferkarren, über die Stigum eine kleine Sonderstudie abgefasst hat. Wie bei jedem kargen Boden – wir kennen das aus unseren Alpentälern – wird besonderer Wert auf gute Bewässerung und ausreichende Düngung gelegt: ein Bild zeigt einen kleinen Bewässerungskanal in ausgehauenen Baumstämmen; wir treffen einen Mistkarren mit dem höchst altertümlichen Scheibenrad einen merkwürdigen Mistschlitten, prächtige, starke, hölzerne Mistgabeln und sehen den mühsamen Misttransport im Rückentragkorb.

Eine knappe Aufzählung der einzelnen Kapiteltitel möge wenigstens eine Ahnung von dem Inhaltsreichtum des Werkes vermitteln. Der erste Band schildert im ersten Kapitel den Bauer und die bäuerliche Gesellschaft, geht dann über zu Haus und Hof (u. a. Erdwohnung, Badstube, Rauchstube), zur Landwirtschaft und zum Ackerbau in früheren Zeiten (u.a. Kornharfen und Aufbinden der Garbenpuppen). Daran schliessen sich Viehzucht, Milchwirtschaft und Futtergewinnung, d.h. im wesentlichen Heuernte, aber auch Laubfutter und schneiteln werden gezeigt (es sollen erwähnt werden: Ackerschleife, Kurzsense, Heuheinze, Heuschlitten und Heuwagen). Nachher folgt ein Überblick über Arbeiten im Haus, Dorfhandwerk und Bauernkunst. Die Abschnitte des Lebenslaufes – Geburt; Werbung, Kiltgang, Hochzeit, Brautstein; Tod und Begräbnis – beschliessen diesen Band. Der zweite bringt zu Beginn Kapitel über Brotbacken, Nahrung, Mahlzeiten, festliche Gelage und Trinksitten (u.a. eine

eigenartige Kartoffelmühle, eine Kaffeekanne mit Kippunterlage; Hinweis auf Kartoffelbrot). Es folgen die Jahresfeste (besonders die Julzeit), Zeitrechnung, Kalenderstäbe und die Tracht (hübsche Bilder, welche die Brettchenweberei zeigen). Den Beschluss machen die Abschnitte über Volksglauben (Abbildungen von Zauberbüchern), Volksdichtung und die Erzähler und ihre Kunst. Das Werk ist zwar etwas teuer, aber es ist so vortrefflich, dass jede Bibliothek es sich zur Ehre machen sollte, es anzuschaffen. Wildhaber

Anders Hagen, Studier i jernalderens gårdssamfunn. Oslo, Universitetets Oldsaksamling, 1953. 399 S.; 119 Abb.; 7 Taf. 4°. Mit englischer Zusammenfassung (Universitetets Oldsaksamlings Skrifter 4).

Vor allem in den nordischen Ländern hat sich in den letzten Jahren der Wunsch besonders stark gezeigt, näheren Einblick in die bäuerliche Lebensweise der prähistorischen und auch der frühmittelalterlichen Zeiten zu gewinnen und damit häufig ebenfalls die Kontinuität der Wohnkultur und der Bodenbearbeitung bis in die Neuzeit hinauf nachweisen zu können. Kürzlich noch hat der Däne Axel Steensberg das an einem Fall tun können, bei dem sich mehrere Häuser in Schichten aufeinander an ein und derselben Stelle im Laufe der Jahrhunderte zeigen liessen. Die vorliegende norwegische Arbeit behandelt die Ausgrabung (aus den Jahren 1946–49) und sorgfältige Auswertung aller Funde der ehemaligen Farm Sostelid im südlichen Norwegen, die heute Wüstung im Moorgebiet ist. Es war das erstemal in Norwegen, dass eine gesamte Farm ausgegraben wurde, um prähistorisches Bauernleben in möglichst vielen Einzelzügen erforschen zu können. Den Funden nach zu schliessen scheint die Farm vom Ende des 4. bis zum Ende des 6. nachchristlichen Jahrhunderts bewohnt gewesen zu sein, in einer Zeit also, die der Verfasser für die nordischen Länder als frühe Eisenzeit bezeichnet. Es ergibt sich in knappen Zügen etwas das folgende Bild: Spuren weisen darauf hin, dass die Felder mit dem «ard», dem frühen Pflugtypus, bebaut wurden. Das kultivierte Land scheint zwar für moderne Begriffe eher klein, aber es entspricht durchaus der Grösse eines mittleren norwegischen Bauerngutes noch vor etwa 100 Jahren; man muss Viehzucht, Fischerei und Jagd als weitere Gebiete der Lebensmittelgewinnung sich dazu denken. Der Boden wurde durch das Brandsystem nutzbar gemacht. Die Asche wurde offenbar auch sonst als Dünger verwertet (in der Gegend übrigens bis in die neueste Zeit hinein). Holzkohlenöfen scheinen zur Erzgewinnung gebraucht worden zu sein. Die Felder waren eingehegt mit einer Steinmauer, die aber zu niedrig war, um Schutz gegen das weidende Vieh zu bieten; vermutlich wurden Äste und Zweige darauf gelegt (wir haben dieses System vereinzelt auch in der Schweiz; ich kenne es aus dem oberen Prätigau). Berechnungen ergeben, dass auf der Farm Sostelid Raum für etwa 40 Kühe vorhanden gewesen sein muss. Das Langhaus beherbergte Menschen und Vieh im gleichen Raum, unter dem gleichen Dach. Neben dem Rindvieh mögen natürlich auch Schafe gehalten worden sein. – Trotz des Holzreichtums sind die Hauswände aus Stein gebaut; die Herkunft dieses Hauses ist noch nicht genügend abgeklärt; es scheint auf jeden Fall nicht norwegischen Ursprungs zu sein. Das gleiche gilt für die Geräte aus der damaligen Zeit: Pflug, Sichel, Sense, Holzspaten. Der Verfasser kommt zum Ergebnis, dass diese Geräte, der Kuhstall, das Sammeln von Futter (Gertel zum Laubsammeln) und die Winterfütterung des Viehs gemeineuropäische Erscheinungen aus der neolithischen und frühen Bronzezeit sein müssen, die in ihrer Kontinuität bis heute aufzuweisen sind. Wildhaber

C. E. Dubler, La 'Materia Médica' de Dioscórides. Transmisión medieval y renacentista. Barcelona, Tipografía Emporium, 1953. Vol. I. 333 S.

Das Werk, dessen ersten Band der in Barcelona aufgewachsene und ansässige, an der Universität Zürich als Privatdozent wirkende Verfasser soeben herausgegeben hat, wird fortan zu den wichtigsten Quellenwerken der Volksmedizin gehören. Für die abendländische Volksmedizin von zwei Jahrtausenden ist ausser Plinius kein Autor so bedeutungsvoll wie der Grieche Dioskurides (1. Jh. n. Chr.) mit seinem pharmakolo-

gischen Buch «De materia medica», das in unzähligen Übersetzungen, Bearbeitungen, Auszügen usw. weiterwirkt, bei uns vor allem durch Vermittlung der humanistischen Kräuterbücher von Bock, Brunfels und Fuchs.

Dubler geht als Hispano-Arabist aus der Schule von Arnald Steiger von einem textkritischen und linguistischen Anliegen aus. Nachdem der erste Band die Konkordanz der wichtigsten spanischen und arabischen Bearbeitungen mit dem griechischen Original gegeben hat, wird im 2. Band die mittelalterliche arabische Dioscorides-Übersetzung der Nationalbibliothek in Madrid, im 3. Band aber die in zehn Auflagen 1550–1733 erschienene kastellanische Fassung des Arztes Andrés de Laguna publiziert und kommentiert werden. Von grundsätzlicher Bedeutung ist dabei die nachweisbare Wichtigkeit der mittelalterlichen arabischen Versionen: Hier, wie auf andern Gebieten unserer abendländischen Überlieferungen bilden die Araber die Brücke vom Orient zum Okzident[1], von der Antike zu den humanistischen Werken, aus welchen der antike Stoff als gesunkenes Kulturgut in unsere Volksüberlieferung eingeht.

Ist schon die beispielhafte Bestätigung dieser Erkenntnis für die historische Volkskunde und Volksmedizin im besonderen wichtig genug, so liefert Dubler im vorliegenden ersten Band neue Erkenntnisse und Stoff für die schriftlos überlieferte Volksmedizin. In Verbindung mit solidem linguistischem Rüstzeug verfügt Dubler über den Ertrag eines Chemiestudiums an der ETH und über medizinische Studien. Mit dieser seltenen Ausstattung hat er nicht nur in Spanien, sondern auch bei den Zauberärzten Nordafrikas von Marokko bis Ägypten, nicht nur mit einem Fragebogen (Bd. 1, S. 269), sondern auch mit einer natürlichen Einfühlung in die magisch-parapsychischen Voraussetzungen nichtakademischer Heilkunde Erhebungen gemacht.

Er ist also imstande, die Ausstrahlungen der «materia medica» in grossen und wenig erforschten Teilen der antik-arabischen Welt um das Mittelmeer zu verfolgen und umgekehrt in der heutigen Volksmedizin zu sagen, was nach einer interessanten stratigraphischen Tabelle (S. 171 ff.) der Kulturschichten in der Volksmedizin «primitiv» und was «gesunkenes Kulturgut» sei. Das aus unseren Kalendern bekannte Aderlassmännchen z.B. (vgl. bei Dubler S. 175 die Abb. aus dem Jahr 1495) ist nach Dubler vorarabisch, in der älteren Schicht der kosmischen Analogien wurzelnd.

Auch wenn man der Kulturschichtentheorie als Richtlinie von derartigen klassifikatorischen Zuweisungen heute zurückhaltend gegenübersteht, wird man doch in dem vorliegenden Werk den Versuch zur systematisch-kritischen Bändigung eines fast unabsehbaren Stoffes hochschätzen. Vor allem aber muss die Erforschung der Volksmedizin und der Medizingeschichte in Zukunft immer wieder auf diese mit philologischer Akribie erschlossene Stoffquelle zurückgreifen. Den Schluss des 1. Bandes bildet eine lexikalisch geordnete, vergleichende Stoffsammlung (S. 271 ff.), welche mit ihren Parallelbelegen von Nordeuropa bis in den Orient und nach Übersee ausgreift.

Richard Weiss

M. C. Blöte-Obbes, Boom en struik in bos en veld. Over aard, gebruik en folklore van onze bomen en struiken, met inbegrip van onze gekweekte vruchtbomen. Geïllustreerd met gekleurde en zwarte tekeningen van J. F. Obbes en fotografieën van Nico Jesse. Utrecht, Uitgeversmaatschappij W. De Haan N. V., 1953. 272 S.; ill. gross 8°. Holländ. fl. 14.50.

Verfasser und Verlag geben uns hier eine recht hübsch abgefasste und ausgestattete Volksbotanik über Bäume und Sträucher in Feld und Wald. Besonders zur Einführung und dem interessierten Laien wird das Buch wirklich gute Dienste leisten. Jeder Baum und Strauch wird einzeln, in klarer und übersichtlicher Anordnung, dargestellt. Am Anfang jedes Abschnittes finden sich die modernen und die alten holländischen und vlämischen Namen und manchmal auch die Bezeichnungen für das Holz und die Frucht. Nach den allgemeinen, botanischen Ausführungen folgen Angaben über die Nutzung und Verwertung des betreffenden Baumes als Heilmittel und in der eigentli-

[1] Dazu vom Verf., Sobre la crónica arabigo-bizantina de 741 y la influencia bizantina en la península ibérica: Al-Andalus 11 (1946) 283 ff.

chen Volksmedizin. Meist ist ebenfalls das Vorkommen in Legenden (Erschaffungs-Erzählungen!) und in Sagen, in Festen des Jahreslaufes (Maibaum, Palmen) und auch etwa als Spielzeug aufgeführt. Der Verfasser hat eine Menge von Material aus allen Ländern und Zeiten zusammengetragen. Man könnte ihm vielleicht den Vorwurf machen, dass zur wissenschaftlichen Ausnutzung die Angaben nicht immer dabeistehen und dass überhaupt keine Quellenherkunft vermerkt wird; das hinten angeführte Literaturverzeichnis ist denn auch etwas dürftig und ungenau. Das Buch kann sich in der Sorgfalt und Gründlichkeit in keiner Weise mit Marzells Arbeiten messen (der im Literaturverzeichnis fehlt). Es ist ihm aber zugute zu halten, dass es ein eigentliches «Volksbuch» sein möchte, das zugleich viel belehrenden Stoff in unterhaltsamer Weise bieten soll. Diesen Zweck erfüllt es voll und ganz; die schönen Zeichnungen und Photographien helfen gut mit. Das Register am Ende ist sorgfältig und ausführlich.

Wildhaber

Om Strømper. Udsendt af A/S Valby Strømpefabrik i anledning af virksomhedens 50-års jubilæum den 14. maj 1953. Valby, 1953. 151 S.; Abb. 4°.

In diesem, von einer führenden dänischen Strumpffabrik aus Anlass ihres 50jährigen Geschäftsjubiläums herausgegebenen Gedenkbuch finden sich vier Aufsätze von bekannten dänischen Volkskundlern, die sich mit der Beinbekleidung überhaupt, mit den Strümpfen in der europäischen Mode, mit dem Strumpfhändler und mit der Strumpfindustrie in der Frühzeit befassen. Daran schliessen sich dann noch zwei Betrachtungen über die heutige Industrie an. Das Buch ist hervorragend gedruckt und mit ausgewählten Bildern ausgestattet; für die Geschichte des Strumpfes bietet es eine sehr schöne Darstellung, die noch durch zahlreiche Literaturangaben wertvoller gemacht wird. Wir erfahren auch allerhand über Sprang und die Naalebindung, über Strickapparate und die Strumpfweberei, und zwar jeweils in Wort und Bild. Die Firma verdient für diese vornehme Art der Werbung das gebührende Lob, und wir möchten es nicht unterlassen, Trachtenforscher auf die Schrift aufmerksam zu machen. Wildhaber

Nils Lithberg, Computus med särskild hänsyn till Runstaven och den Borgerliga Kalendern. Enligt uppdrag utgiven av *Sam Owen Jansson*. Stockholm 1953. Nordiska Museets Handlingar 29. 326 S.; 98 Abb.; 73 Tafeln. 4°. Mit deutscher Zusammenfassung. 12 schwed. Kr.; geb. 18 Kr.

Im Nachlass des 1934 verstorbenen Prof. Lithberg fanden sich zwei grosse, aber leider unvollendete Arbeiten aus dem Gebiete der Kalenderwissenschaft. Die eine davon behandelt sehr eingehend die im Besitz des Nordiska Museet in Stockholm befindliche Sammlung von Holzkalendern. Diese Arbeit nun ist vom Herausgeber, Sam Owen Jansson, redaktionell und inhaltlich – unter Einbeziehung von Abhandlungen, die erst nach dem Tode Lithbergs erschienen sind – so weit gefördert worden, dass dieses neue nordische Handbuch mit seinem reichen Bildermaterial und den sorgfältigen Tafelbeilagen nun eine ausgezeichnete Einführung bietet in die Gebiete der Runenkalender, Kalenderstäbe, Zeitrechnung, oder wie man sie auch sonst noch bezeichnen mag. Begriffe, wie «Cisiojanus», «Sonntagsbuchstaben», «ludus Joseph», «St. Petersspiel», die einem Nichtfachmann kaum ohne weiteres verständlich sein dürften, finden hier eine gute Erläuterung. Die Studie beschäftigt sich im wesentlichen mehr mit den rechnerischen und kalendarischen Fakten als mit den volkstümlichen Festtagen. Immerhin sind diese Fakten als Voraussetzung für das Verständnis der Feiertage sehr nötig. Die ganzen Zusammenhänge lassen sich hier ja ohnehin noch nicht klar überblicken, da Vorarbeiten jahrelange komplizierte Untersuchungen erfordern. Das vorbildlich sorgfältige und erstaunlich reiche Literaturverzeichnis des vorliegenden Bandes mag dazu beihelfen.

R. Wh.

Ausgegeben Dezember 1953

Der Nachdruck sämtlicher Artikel ist nur mit genauer Quellenangabe gestattet

Buchdruckerei G. Krebs Verlagsbuchhandlung AG., Fischmarkt 1, Basel